

HARALD J. MARBURGER

HEIDABIMBAM!

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Valentino Sani/Arcangel.com
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Christiane Geldmacher, Textsyndikat, Bremberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2019
ISBN 978-3-7408-0660-6
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur Petra Eggers, Berlin.

Für Emma und Noemi,
die zauberhaftesten Zwillinge unter der Sonne

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er.

Wilhelm Hauff (1802–1827),
schwäbischer Märchendichter und Romancier

Der grüne Diamant ist nicht für Menschen da.

Kolumbianisches Sprichwort

Prolog

Willkommen in Muggenpflu. Stellen Sie sich eine typische schwäbische Kleinstadt vor, mitten im tiefsten Winter. Es ist noch früh am Morgen. Über den Schornsteinen der hübschen Fachwerkhäuser steht Rauch wie erstarrt in der eisigen Luft. Eine frostige Windböe wirbelt Schnee durch verwinkelte, enge Backsteingassen. Vereinzelt Autos schieben sich wie in Zeitlupe durch die Innenstadt.

Blickt man auf die große Kirchturmuhre, könnte man den Eindruck gewinnen, dass selbst die Zeit stehen geblieben ist. Die Zeiger sind nämlich genau um sieben Uhr fünfundvierzig festgefroren. Das Thermometer neben dem Schaufenster eines gut aufgeräumten Optikerladens, der auch noch für Hörgeräte wirbt, zeigt minus zweiundzwanzig Grad an. Eine weitere Windböe bläst Schneeflocken an den hohen, mit Stacheldraht bewehrten Mauern eines kleinen Polizeipostens vorbei. An seiner Eingangspforte warnt ein Anschlag eindringlich vor den Gefahren des Erfrierens. Daneben wirbt ein Gefängnishotel um Gäste, die ihre Nacht in »authentischen Zellen« verbringen können.

Die Flocken tanzen weiter bis zu einem kleinen Friedhof, wirbeln unter seinem schmiedeeisernen Tor hindurch, das ein großes Vorhängeschloss und eine Kette geschlossen halten, an Eiszapfen vorbei, die fast bis zum Boden reichen. Einige sinken auf schneebedeckte Grabmäler und Marmorengel nieder, die anderen weht der Wind in Richtung des angrenzenden städtischen Krankenhauses.

Dann geht es die Innenstadt hinunter, vorbei an einem verwaisten Dorfbrunnen, einem malerischen Hotel und einer Trattoria. Die daumennagelgroßen Eiskristalle passieren eine Bäckerei und eine Sparkasse und fangen sich schließlich in den Trauerweiden am Ufer eines kleinen zugefrorenen Stadtsees, die immer mehr wie explodierte Zuckerwattestangen aussehen.

Zu sehen ist niemand, doch von überallher sind angestrengte Geräusche zu hören. Sie stammen von Schneeschaukeln und Scheibenkratzern, die über Gehsteige und Autoscheiben rutschen. Präzise, akkurat, schwäbisch. Nach einer Weile kehrt wieder Ruhe ein. Der Wind flaut ab. Nichts bewegt sich. Wie wahrscheinlich ist es wohl, dass ebendiese Kleinstadt zum Schauplatz eines ungeheuerlichen Smaragddiebstahls werden wird? Ungefähr so wahrscheinlich, wie dass der Bodensee gefriert? So viel sei verraten: Angefangen hat alles schon viel früher. Und ganz woanders ...

Kolumbien, 1995

Sierra Nevada de Santa Marta

Airao ist auf dem Weg, die Welt zu retten. Mit tapferen kleinen Trippelschritten folgt er seinem Vater Nahuango, der mit großem, raumgreifendem Tritt den schmalen Felspfad durchmisst, sodass Airao kaum folgen kann. Über ihnen wachsen wuchtig und massiv die ewigen Gipfel der Anden auf. Der Geruch nach Schnee liegt in der Luft. Obwohl ein kalter Wind weht, sind beide barfuß. Während das seinem Vater jedoch nichts auszumachen scheint, tritt der kleine Airao vorsichtig auf.

Der Weg ist steinig, und Erdwurzeln und Schlingpflanzen ziehen sich durch die Erde wie Adern unter einer Steinhaut. Sie gehen immer ohne Schuhe, damit sie den Kontakt zur Mutter Erde nicht verlieren. So hat es Airao von seinem Vater gelernt. Alles ist mit allem verbunden.

Sein Vater ist Nahuango, der große *Mamú*, der Schamane ihres Stammes, und eines Tages soll Airao in seine Fußstapfen treten. Sein Vater kann viel. Er ist der Einzige, der schon in den Kolonien war, die mehrere Tagesreisen entfernt, südlich des kleinen Dorfes, liegen – bei ihren »kleinen Brüdern«. Sie kommen nie ins Dorf, denn sein Vater traut ihnen nicht. Er verwischt seine Spuren, sodass sie ihm nicht folgen können.

Trotzdem lernt er ihre Sprache. »Sie werden kommen, Sohn. Ob wir wollen oder nicht. Das ist die Bestimmung der kleinen Brüder.«

Obwohl er erst acht Jahre alt ist, hat Airaos Ausbildung bereits begonnen. Im Moment scheinen ihm die Fußstapfen seines Vaters allerdings viel zu groß.

Nahuango, den sonst nie etwas aus der Ruhe bringt, ist mitten in der Nacht aufgeschreckt aus unruhigem Traum. »Wir müssen zur *Eswama*. Etwas ... ist dort.« Mehr hat er nicht gesagt.

Die *Eswama* ist eine heilige Höhle, versteckt, hoch in den Bergen. Dort bewahren sie ihre Heiligtümer auf.

Sein Vater hat gelernt, auf die Stimmen der Geister zu hören, und sie sind früh am Morgen aufgebrochen.

Mittlerweile sind sie seit drei Stunden unterwegs. Mitgenommen haben sie nur das Nötigste. Etwas Wasser, Maisbrot und Koka.

Der Dschungel ist erfüllt von unsichtbarem Leben. Geheimnisvoll rauschen die Palmblätter, verborgen im Dunst, der wie Maniokbrei träge von der Höhe herunterschwappt. Affen beobachten sie gleichmütig von den tief hängenden Ästen riesiger Mahagonibäume. Papageien, versteckt in wilden Bananensträuchern, kreischen ihnen hinterher.

Die runden Hüttendächer ihres kleinen Dorfes sind längst im aufziehenden Nebel verschwunden. Der Weg ist stetig steiler geworden. Sie sind bald am Ziel.

In der Höhle lagern die Masken der Tairona, die Sonnenmaske, die es ihnen erlaubt, ihren Geist auf die Reise zu schicken, die Maske der Mutter, die unsichtbar macht, und ... die Herzen der Erde. Ohne sie können sie ihre magischen Tänze nicht tanzen. Und ohne die schaffen sie es nicht, die Welt im Gleichgewicht zu halten.

Yulúka. Das Gleichgewicht aller Dinge. Etwas, das ihre kleinen Brüder in den Tälern nicht verstehen wollen. Sie, die mit ihren Baggern Wunden ins Fleisch der Erde reißen, die Augen von Mutter Erde mit Giften verschmutzen und ihren Atem mit schwarzem Rauch verpesten. Wenn Airao und sein Vater nicht

wären, dann wäre das nichts weniger als das Ende der Welt. Davon ist Airao zutiefst überzeugt.

Vor ihm verschwimmt sein Vater im Nebel und zwischen den Felsen. Er kann ihn kaum noch erkennen. Seine Haut hat die Farbe der Steine angenommen. Airao sieht nach unten auf seine Füße. Auch sie werden langsam granitgrau. Er fühlt sich jetzt eins mit dem Berg. Einzig das flatternde Leinenkleid und sein hoher weißer Hut verraten ihm, wo sein Vater ist. Links und rechts des Wegs sucht er nach Spuren. Er versteht den Wind und kann die Erde lesen. Und etwas beunruhigt ihn zutiefst. Das kann Airao fühlen.

Dann erscheint sie im Nebel: die Brücke. Airao hat eine Heidenangst vor ihr. Aneinandergebundene Palmstämme, glitschig vom Morgentau, über einem Hunderte Meter tiefen Abgrund. Alles schaukelt und zittert. Ganz unten schlängelt sich ein kleiner Fluss durch karges Gestein.

Airaos Herz klopft wie wild. Jeder Schritt eine Überwindung. Ein Fehltritt – der Tod.

Endlich ist er drüben. Zwischen Felsdolmen klafft ein fast unsichtbarer Spalt. Die Höhle. Eben noch sieht er einen weißen Zipfel Leinen im Eingang verschwinden – dann ein Schreckensruf.

Zögernd betritt Airao den Eingang. Fahles Licht umfängt ihn. Er folgt einem schmalen Höhlengang, der sich rasch verbreitert, und erstarrt. Wie ein Stück Abfall, achtlos auf den Boden geworfen, liegen dort ihre zwei heiligen Masken im Schmutz. Er eilt weiter, bis er die Haupthöhle erreicht. Dort, wo bislang auf einem Steintisch aufgereiht die Herzen der Erde geruht hatten, ist ... nichts.

Stattdessen daneben: die Überreste einer kleinen Feuerstelle. Eine verrostete Pfanne. Essens- und Verpackungsreste. In ihrer heiligen Höhle. Unfassbar. Die Diebe haben nach ihrem frevelhaften Diebstahl auch noch hier gegessen.

Airao fühlt den Blick seines Vaters auf sich ruhen. Noch nie hat er ihn so angesehen. Trauer, Verzweiflung, Abschied und noch etwas anderes liegen in seinen Augen.

»Vater, was passiert jetzt? Ist das schlimm für uns?«

Die singende Stimme seines Vaters hallt brüchig von den Felswänden. »Viel schlimmer ist es für die kleinen Brüder. Airao, die Herzen der Erde sind ein mächtiges Werkzeug für uns. Sie helfen uns, mit Mutter Erde zu sprechen, um so ihre Wunden zu heilen. Doch für alle anderen sind sie ein Fluch. Wir müssen sie wiederfinden.«

Nachdenklich dreht er eine leere Konservendose in der Hand. Darauf ist das Bild eines Löffels zu sehen, auf dem ein runzliges, viereckiges Teigstück liegt. Darunter steht ein verschnörkelter Text. Jesuitische Missionare haben den Vater einst Lesen gelehrt. Stockend liest er: »Meine Original Schwäbischen Maultaschen. Spitzenqualität seit 1970.«

An diesem Tag endete die Kindheit des kleinen Airao.

Augen im Teppich

»Herrschaftszeiten! Kannst jetzt mal Ruh geben!«, flucht Wilhelm Schiedinger.

Am letzten Tag seines überaus schwäbischen Lebens schläft der reichste Einwohner von Wald, einem kleinen Dorf in Oberschwaben, schlecht. Der Name rührt vermutlich daher, dass es rings um das Dorf tatsächlich nur Wald gibt. Wald im Westen, Wald im Osten und Wald im Norden.

Nachdem er sich eine Weile erfolglos in dem riesigen Mahagonibett mit den fein ziselierten Schnitzereien herumgewälzt hat, steht er schließlich auf. Seit dem Tod seiner Frau Gundula ist das Bett viel zu groß für ihn.

Der Wind bläst laut ums Haus, die Dachbalken knarren, und seine Blase drückt ihn. Es ist nicht ganz klar, ob sich Schiedinger mit seinem Fluch auf den Wind oder seine Blase bezieht. Die ist immerhin schon achtzig Jahre alt oder, um es mit den maliziösen Worten seines vermutlich überbezahlten Hausarztes auszudrücken: »Das Alter ist die Krankheit, an der man zuletzt stirbt.«

Er schreckt zusammen, als die Glocke des unpraktisch nahe gelegenen Kirchturms anfängt zu läuten, und schlägt sich das Schienbein am barocken Betthocker an.

»Herrgottzzz...!« Er verkneift sich den Fluch. Vielleicht gibt's ja doch einen Gott, der ab und zu zuhört.

Ein Ankleidespiegel mit Goldbordüre zeigt einen hageren alten Mann in weißem Nachthemd mit grauem Haar, das sich wie ein verstrubbelter Heiligenschein um seine Stirnglatze gruppiert. Darunter ein hartes, verkniffenes Gesicht. Er schneidet eine Grimasse, reibt sich das Schienbein und schlüpft in seine Pantoffeln.

Eine gute Ausrede, um nicht in die Kirche zu gehen, hat er jedenfalls nicht. Sein Haus, ein riesiger, im Jugendstil erbauter, finsterer Klotz, liegt nur dreihundert Meter Luftlinie von der

Pfarrkirche entfernt. Neben einem Klosterinternat, das eine Schule für höhere, seiner Meinung nach völlig durchgeknallte, Töchter beherbergt. So ist das in diesen kleinen Dörfern. Alles ist viel zu nah.

Im Haus ist es kalt. Der Winter hat gerade erst angefangen, seine eisigen Zähne zu zeigen. Aber: Warum unnötig Geld für die Heizung ausgeben, wenn es auch lange Unterhosen gibt? Dieser Geist hat ihn groß gemacht. Und reich. Leider fehlt er seiner verzogenen Nachkommenschaft völlig.

Er hat zwei Söhne. Beiden sind die schwäbischen Tugenden irgendwann im Laufe ihrer Adoleszenz abhandengekommen. Er ist dagegen gewesen, sie auf ein College in England zu schicken, aber seine Frau hat sich durchgesetzt. Schon was diese Engländer essen ... Heilig's Blechle! Fische mit Chips und Essig – also wirklich. Zurückgekommen sind sie mit einem Haufen wirrer Ideen, die nur eines gemein haben: Sie kosten Geld. Als ihm sein Jüngster damit kam, dass er einen Firmenjet brauche, hätte er ihn fast mit seinem Gehstock verprügelt. Apropos Gehstock: Den hat er in der Schlafzimmerecke vergessen.

Ächzend tastet er sich die Treppe hinunter. Das Licht lässt er aus, um etwas Strom zu sparen. Wehret den Anfängen, denkt er noch, dann vertritt er sich im Dunkeln ein Bein und stürzt beinahe die Stufen hinunter. Ein stechender Schmerz fährt ihm in den Rücken. Schiedinger hatte zwei Bandscheibenvorfälle, und in seinen alten Knochen sitzt die Gicht.

Den Rest der Strecke zum Klo legt er humpelnd zurück. Sein Schatten folgt ihm bucklig und riesig. Auf der Toilette wartet die nächste unangenehme Überraschung. Als er sich auf den ebenfalls mit Bordüren (violett!) verzierten Lokus niederlassen will, stellt er fest: Es geht nicht. Er muss sich einen Nerv eingeklemmt haben.

»Herrgottsackzementaberau!«

Wilhelm Schiedinger, Besitzer einer weltweit agierenden Firma von Steckregalen, kann sich nicht einmal auf die Toilette setzen. So sieht das aus. Jämmerlich.

Der Wind bläst so heftig, dass die Rollläden klappern. Schiedinger hört ein helles Klirren. Klingt, als ob ein Dachziegel heruntergekommen wäre. Und gleich noch mal. Im Geiste überschlägt er bereits die Kosten für den Handwerker und flucht halblaut vor sich hin. Ganz vorsichtig, beide Hände am Waschbecken, versucht er, sich mit zusammengebissenen Zähnen zu setzen.

Es ist Samstag, sein Hausarzt ist im Urlaub (definitiv überbezahlt!), und den Sanka will er wegen einer solchen Lappalie schon gar nicht rufen. Er muss sich nur das Gerede der Leute im Ort vorstellen. Wald hat zwar nur knapp über zweitausend Einwohner, doch die tratschen für ihr Leben gern. Kein Wunder – außer einem Trimm-dich-Pfad, *einem* Café, einem kleinen Weiher hinter dem Internat für ungeliebte Töchter gibt's hier nicht besonders viel.

Schiedinger schnauft schwer. Es klappt. Der Adler ist gelandet. Erleichtert entspannt er sich ein bisschen.

Er braucht dringend einen Schnaps und einen Moment allein mit seinen Lieblingen. Da gibt's nämlich ein paar Dinge, die seine Söhne nicht wissen. Und er denkt nicht im Traum daran, seine kleinen Geheimnisse mit ihnen zu teilen.

Stirnrunzelnd begutachtet er das Resultat seiner Sitzung. Jämmerlich. Resigniert betätigt er kurz die Spülung. Unglaublich, was die meisten Menschen für Wassermengen verschwenden.

Vorsichtig humpelt er weiter durch den großen Salon. Ein Dienstmädchen, eine fröhliche Afrikanerin, macht hier einmal die Woche sauber. Sie erinnert ihn an seine Frau, und er hat es nicht übers Herz gebracht, sie zu entlassen.

Unter dem großen Kristalllüster humpelt er zu der Rückwand aus dunklem Mahagoni. Ein Blitz erleuchtet sekundenlang den Saal. Einen Moment glaubt er, jemanden zu sehen. Dort, im Schatten des Kanapees. Sein Herz schlägt ihm bis zum Hals. Er zwingt sich, ruhiger zu atmen. Zu dumm, seine Brille hat er natürlich auch nicht mit.

Ein Herzinfarkt, vor dem ihn sein Hausarzt seit Jahren

wart, ist das Letzte, was er jetzt gebrauchen kann. Vor allem: in Unterhosen und Nachthemd.

Gott sei Dank verfügt das Anwesen über eine hochmoderne Alarmanlage. Überall ums Haus sind Bewegungssensoren angebracht. Praktisch jede Außentür wird von Kameras überwacht. Die hätten sich schon gemeldet.

Sein Atem geht bereits etwas ruhiger. Seine Schätze warten auf ihn.

Er drückt auf eines der Paneele in der Mahagoniwand. In diesem Augenblick nimmt er einen merkwürdigen Geruch wahr. Es riecht irgendwie süßlich und alt. Verwest. Als wäre etwas unter dem Kanapee gestorben.

Vielleicht Schimmel in den Wänden, überlegt er düster.

Er hätte sich nie dazu überreden lassen dürfen, diesen alten Kasten zu kaufen. Aber seine Frau hatte sich auf Anhieb in den Altbau verliebt. Groß, geräumig und mit viel Platz für die Kinder. Bloß dass die nur einmal im Jahr vorbeikommen, um sich ihren Weihnachtsscheck abzuholen. Mit viel Wald ringsherum zum Spielen. Ha! Viel Wald in Wald. Wenn das kein Witz ist!

Ein Teil der Wand gleitet zischend zurück, und Schiedinger ist in seinem Reich. Zwei indirekte Strahler gehen an, als er eintritt, und hüllen den Raum hinter der Schiebewand in ein märchenhaftes Zwielflicht. Hier lagern, hängen und stehen die Früchte Schiedingers größter und geheimster Leidenschaft: seine Kunstsammlung. Hier spielt Geld für ihn, nun ja, *fast* keine Rolle.

Zwei über fünfhundert Jahre alte Samurai-Rüstungen bewachen schweigend den Eingang, Kampfplustige Fratzen starren ihn unter den Helmen an. Liebevoll streicht er darüber. Sie sind makellos erhalten, und Schiedinger hat sie, man könnte sagen, günstig erstanden. Die meisten seiner Schmuckstücke und Kunstwerke hat er unter der Hand gekauft. Wo sie herkommen, hat ihn nie besonders interessiert. Er hat gutes Geld dafür bezahlt und damit basta.

In der Mitte, auf einem schweren Basalt-Tisch, funkeln eine

Kristallkaraffe und zwei Gläser. In der Karaffe schimmert golden ein ausgereifter Edelbrand aus sizilianischen, im Holzfass gelagerten Mandarinen. Schiedinger schenkt sich einen Fingerhut voll ein, genießt das rauchige, leicht süßliche Bukett und lässt seinen Blick durch den kleinen Geheimraum wandern. Feiner Staub funkelt silbern im Licht. Er kneift die Augen zusammen. Wo kommt der denn her? Hier gibt's eine separate Klimaanlage mit speziellen Luftfiltern, die genau so etwas verhindern müsste. Vielleicht muss er sich doch von seiner Putzfrau trennen. Sentimentalität hin oder her.

An der Wand hängt ein echter Monet, eine märchenhafte Seenlandschaft, die ihn immer wieder in ihren Bann zieht. Daneben hüpfen wunderbar flauschige Schafe über einen Weidezaun, beobachtet von einem Hahn. »Hähnchens Schaftraum in Öl«, ein Heinrich von Zügel aus dem 19. Jahrhundert, während des Zweiten Weltkriegs spurlos verschwunden und dank eines polnischen Zwischenhändlers in seiner Kunstsammlung wiederaufgetaucht.

Ein Rippenkrug aus Achatglas aus dem 15. Jahrhundert und eine reich verzierte, wunderbar gearbeitete Schale aus dem Eberswalder Beuteschatz fangen funkelnd das Licht.

Am beeindruckendsten ist jedoch der Wandteppich. Er zeigt eine Jagdszene aus dem 16. Jahrhundert. In filigranster Feinarbeit hineingestickt sind dort der Graf von Hohenzollern, seine Frau und mehrere Leibeigene. Alles vor dem grandiosen Hintergrund des Donautals.

Aber irgendetwas stimmt nicht. Schiedinger braucht einen Moment, um sich darüber klar zu werden. Der Safe, der wie ein bulliger schwarzer Fremdkörper in der Ecke des Zimmers hockt, ist offen! Dort bewahrt Schiedinger Schmuckstücke im Wert von über zwei Millionen Euro auf.

Das Zimmer schwankt vor seinen Augen. Sein Herz verdoppelt seinen Schlagrhythmus.

»Das darf doch nicht wahr sein!«

Er stürzt zu dem Bollwerk aus doppelwandigem Stahl mit Elektronikschloss, Marke Burg-Wächter. Eigentlich nicht auf-

zubrechen. Trotzdem steht er sperrangelweit offen. Die Einzige, die neben ihm die Kombination gekannt hat, war ... seine Frau.

»Gundel?«, haucht er in den schummrigen Raum, in dem die Schatten viel zu dunkel sind. Dann schilt er sich selbst einen Idioten. Jemand ist hier drin gewesen und hat irgendwie den Tresor aufbekommen. Und das war sicher nicht seine tote Frau. Auch wenn er ihr das zugetraut hätte.

Vorsichtig späht er in den schwarzen Schacht hinein, als könne ihm jeden Augenblick etwas ins Gesicht springen. Mit zitternden, schweißnassen Fingern entnimmt er dem Tresor eine schmale Schmuckkassette mit außergewöhnlich seltenen Münzen und ein Etui mit einem Perlenhalsband. Alles noch da. Befreit atmet er aus. Bleibt nur noch sein absolutes Lieblingsstück.

Als er nach der in schwarzen Samt geschlagenen Schatulle greift, weiß er bereits, was ihn erwartet. Er spürt es am Gewicht. Er klappt den Deckel auf, doch statt eines prächtigen Goldrings mit einem wunderbar gearbeiteten Smaragd ist da nur ein ... Zettel. Kopfschüttelnd hält Schiedinger ihn gegen das dämmrige Licht. Da steht in krakliger Schrift ein kurzer Satz auf Lateinisch, den er zwar versteht, der aber keinen Sinn ergibt.

Ein Rascheln von dort, wo die Rüstungen stehen, lässt ihn herumfahren. Die Samurai-Maske grinst ihn fies an. Was, fährt es ihm eiskalt durch den Sinn, wenn der Täter immer noch hier ist? Er ist nur ein Achtzigjähriger im Nachthemd. Unbewaffnet. Leichte Beute!

Ein Flüstern erklingt aus Richtung des Teppichs. Die Figuren darauf scheinen sich zu bewegen.

»Nein, nein, nein ...!«

Schiedinger dreht sich alles. Das Blut steigt ihm in den Kopf. Der faulige Geruch wird schwer und drückend. Die Decke wellt sich. Wird er jetzt verrückt?

In den Ohren klingt es ihm wie lautes Trommeln. Ist das sein Herzschlag? Oder ist das Geräusch real?

Der Schweiß bricht ihm aus allen Poren. Er bekommt keine

Luft mehr. Unsichtbare Hände drücken ihm die Kehle zusammen. Panisch greift er sich an die Gurgel.

Das Letzte, was er sieht, ist, wie sich im Wandteppich auf einmal ein paar Augen öffnen und ihn mit einem hungrigen Blick anstarren.

»Jesses, Maria und Josef, der Deifel isch do! Und es isch a Indianer!«, keucht er, bevor er auf dem Boden zusammenbricht.

Ignoramus et ignorabimus

Ein paar Stunden später, die Sonne arbeitet sich gerade den vereisten Walder Kirchturm hinauf, ist das Gebäude ein Tatort. Allerdings wissen die zwei Polizisten, die aus dem Haus kommen, nicht so recht, was sie mit diesem Fall anfangen sollen. Beide sehen aus, als ob sie lieber woanders wären.

»Und was soll das jetzt heißen?« Ratlos dreht Polizeimeister Schmähle den abgerissenen Zettel in der Beweismittelhülle zwischen seinen behandschuhten Fingern und kratzt sich am Hinterkopf. Seine Polizeiuniform hängt schief an seinen schlaksigen Schultern. Es sieht aus, als müsste sie dringend gebügelt werden. In seinen schwarzen Haaren, die sich zur Stirn hin bereits lichten, hängt Baustaub. Argwöhnisch mustert ihn sein zehn Jahre älterer Kollege, Polizeiobermeister Schmäzle. Dessen Uniform ist sauber, spannt aber vor allem um den Bauch. In der Hand hält er einen in Alufolie eingeschlagenen Leberkäswecken, der in der Kälte dampft.

»Sag mal, hast du auf dem Revier geschlafen?«

»Wie kommst du denn jetzt da drauf?«

»Weil du den halben Polizeiposten dabei hast.«

»Und wenn?«, erwidert Schmähle trotzig und klopft sich Baustaub aus seiner Jacke. Im Revier finden gerade umfangreiche Restaurierungsarbeiten statt.

»Stress dahom? Wie geht's der Mutter?« Es ist ein offenes Geheimnis, dass Schmähle immer noch bei seiner Mutter wohnt.

»Das geht dich gar nix an. Konzentrieren wir uns lieber auf den Fall! Also: Was, denkst du, soll der Zettel?«

»Weiß ich doch nicht. *Du* hast doch die Fortbildung in der Spurensicherung gemacht.«

Da Wald über keine eigene Polizeistation verfügt, sind die beiden vom acht Kilometer weit entfernt gelegenen Muggenpfehl hierhergerufen worden. Bis jetzt stellt sich das Ganze recht unübersichtlich dar. Ein anonymes Anrufer hat kurz nach

fünf den Notarzt alarmiert. Der fand die Haustür unverschlossen, den Hausherrn tot in einem Geheimraum voller antiker Kunst. Neben einem offenen Tresor mit einem merkwürdigen Zettel in der zusammengeballten Hand. Klarer Fall für die Polizei.

»He! Herr Kollege! Hörst du jetzt mal auf mit Fressen?«

Schmälzle hat sich vor dem Hauseingang auf einer Steinbank neben einem kunstvoll angelegten Wasserspeier niedergelassen und beißt hingebungsvoll in sein belegtes Brötchen. Vom Wasserspeier herab starrt ihn neben einer Überwachungskamera eine Fledermaus mit Menschenkopf an. Kauend starrt Schmälzle zurück.

»Komische Dekoration hat der Schiedinger hier.«

Sein Kollege reibt sich die lange, von der Kälte rote Nase.

»Das ist Kunst. Das verstehst du nicht. Der hat ja die ganze Hütte voll mit dem Zeug. Wer weiß, was das wert ist. Bin gespannt, was der Experte sagt.«

»Ich weiß nur, dass ich nix weiß!«, gibt sein Kollege vergnügt zurück. »Außer«, er hebt den Zeigefinger, »dass der Walder Metzger einen ziemlich guten Leberkäs macht!«

»Konzentrier dich. Ich hab das Gefühl, dass das was zu bedeuten hat.«

»Ja, was Lateinisches. Und zwar handschriftlich.« Zwischen zwei Bissen sieht sich Schmälzle das abgerissene Blatt Papier genauer an. Die Schrift ist gestochen scharf. Sieht aus, als ob sich jemand Mühe gegeben hätte. »*Ignoramus et ignorabimus*«, steht da. »Der Caruso würd das jetzt wissen, was das heißt. Der kann nämlich Latein! Der isch Italiener. Die können das alle«, schmatzt er mit leichter Wehmut.

»Jo, aber der ist weg. Und außerdem moinet bloß die Dumme, die Gscheide wisset alles.«

»Ja, und? Was soll das deiner Meinung nach heißen, Hochallerwertester?«

»Keine Ahnung, aber rat mal, wer's weiß«, grinst Schmähle.

»Der Kommissar?«

»Ha noi, der doch nicht. Google!« Stolz zieht Schmähle sein

neues Smartphone hervor. Es ist ein iPhone7, und es steckt in einer rosafarbenen Hülle. Die Sonne spiegelt sich im Display.

»Und die Verpackung hat's gratis dazugegeben?« Skeptisch begutachtet sein Kollege das Smartphone.

Schmähle schirmt das Display gegen die Sonne ab. »Verbrechensbekämpfung auf dem neuesten Stand«, sagt er stolz.

»Gib net so an. Bloß weil du ein neues Handy hast, woischt no lang net alles.«

»Muss ich auch nicht. Es reicht, wenn ich weiß, wo's steht.«

Eifrig tippt Schmähle auf seinem Telefon herum, dann runzelt er die Stirn. »Jetzt hör dir das an: ›*Ignoramus et ignorabimus*‹ ist ein Ausspruch des Physiologen Emil Heinrich Du Bois-Reymond, der als Ausdruck der Skepsis gegenüber den Erklärungsansprüchen der Naturwissenschaften bekannt geworden ist. Er bedeutet: ›Wir wissen es nicht und wir werden es niemals wissen.«

»Na super!« Schmälzle verdreht die Augen. »Mir würd's schon reichen, wenn wir wüssten, warum wir hier sind. Ich mein, ist doch merkwürdig, dass die nicht mehr mitgenommen haben ...«

»Vielleicht haben sie ja. Kann man bei dem ganzen Krempel, den der eingelagert hat, unmöglich wissen.«

Bis auf den Inhalt einer Schatulle, die neben dem Hausbesitzer auf dem Boden lag und in der vermutlich ein Schmuckstück war, scheint nämlich nichts zu fehlen. Was den anonymen Anrufer angeht, konnte die Rettungsstelle in Sigmaringen auch nicht viel mehr sagen, als dass es sich um eine jugenhafte Stimme mit irgendeiner Art von Akzent handelte. In diesem Moment gibt Schmähles Smartphone eine Reihe von Tönen von sich. Es sind die Anfangstakte von »Take My Breath Away«, dem Soundtrack von »Top Gun«. Der Polizist bekommt einen roten Kopf und drückt schnell auf die Stummtaste. Nicht schnell genug. Seinem Kollegen gelingt es trotzdem, einen Blick aufs Display zu erhaschen.

»Neue SMS-Nachricht von Pony1978«, blinkt da.

»Welcher Gaul schreibt dir denn um die Zeit Nachrichten?«

»Das geht dich gar nix an.« Hastig steckt Schmälzle sein Smartphone in die Tasche.

»Net sauer werden. I hab doch bloß a Späßle gemacht.«

»Konzentrieren wir uns besser auf den Fall. Also: Wer bricht ein, schreibt einen Zettel auf Latein und lässt aber die ganze Beute liegen?«

»Vielleicht hat der Schiedinger das selber geschrieben?«, mutmaßt Schmälzle und lockert den Gürtel seiner Hose.

»Hajo, klar! Kurz bevor er einen Herzinfarkt gehabt hat. Wenn's überhaupt einer war ...«

Die Haustür geht auf. Eine junge schwarz gekleidete Frau tritt heraus. Sie hat Piercings im Gesicht, und ihre rot-schwarzen Haare sind an einer Kopfseite rasiert.

»So, wir sind hier fertig. Anselm, kommst du?« Sie zieht eine Rollbahre hinter sich her, an deren Ende ein junger, schlaksiger Mann in einem schlecht sitzenden schwarzen Anzug schiebt. Anselm und Julia Gottesacker betreiben zusammen das einzige Bestattergeschäft in Muggenpfohl. Auf der Bahre in einem Leichensack liegt der ehemalige Hausherr. Schmälzle wickelt sein Semmelpapier zusammen und steht ächzend auf.

»Dank schee, Julia. Ihr bringt ihn dann direkt zur Gerichtsmedizin in Sigmaringen?«

»Okidoki«, antwortet die Punkerin fröhlich. »Ich hab gelesen, der Caruso kommt wieder ins Ländle.«

»Ach, echt?« Schmälzle hört mit Kauen auf. »Wann denn?«

»Keine Ahnung, aber da ist ein Riesenartikel im ›Seeboten‹. Sogar mit Foto. Hab ich vorhin gelesen. Wollt ihr die Zeitung haben?«

»Na klar. Aber bloß, wenn's keine Umstände macht ...«

»Ach, woher denn. Ich muss nur mal kurz ...« Sie hilft Anselm, den Verstorbenen in den Leichenwagen zu verladen. Danach kommt sie, eine Kladde und eine schmale Zeitung in der Hand, zurückgeschlendert. Sie nickt Richtung Leichenwagen. »Wieder ein neuer Fall?«

»Wissen wir noch nicht. Ich hoff's mal nicht.« Schmälzle nimmt mit der freien Hand die Zeitung in Empfang. Der »See-

bote« ist eins von diesen Lokalblättern, die fast nur aus Werbung bestehen. Eifrig vertieft er sich in die Lektüre.

»Jetzt guck dir das an. Da ist sogar ein Foto vom Caruso.«
Neugierig späht ihm sein Kollege über die Schulter.

*Zweitgrößter Smaragd der Welt kommt nach Überlingen
Gelungene Kooperation mit dem Museo di Roma*

»Furia« heißt der 9,8 Kilogramm schwere Edelstein, der Anfang Januar in der Städtischen Galerie Überlingen ausgestellt werden soll. Er stammt aus den Tiefen des kolumbianischen Dschungels, hat über 49.000 Karat und ist Gegenstand unzähliger Mythen und Legenden. Der Smaragd befindet sich derzeit im Tresor des Museo di Roma, teilte die Kuratorin des Museums, Angelica Fiorelli, mit. Ihr Vater, der kürzlich verstorbene Archäologe und Schatzsucher Dottor Orlando Fiorelli, war es, der den Smaragd einst einer Bande von Räufern abnahm und dem Museum vermachte. Unter der Bedingung, dass er bis zu seinem Tod im Tresor verbleibt. Der Grund: Angeblich soll ein Fluch auf ihm liegen, der seine Besitzer in den Wahnsinn treibt. Für Kuratorin Fiorelli kein Grund, den Stein im Tresor zu verstecken.

Er ist ein lebendiges Stück Geschichte, und als solches muss er behandelt werden.

Der Smaragd wird unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen, begleitet von italienischen Spezialkräften, an den Bodensee verbracht. Capitano Francesco Caruso leitet die Aktion. Caruso spielte bereits eine wichtige Rolle bei der Zerschlagung eines italienischen Drogenrings in Muggenpfuhl und ist mit den örtlichen Verhältnissen bestens vertraut. Der Smaragd wird im Rahmen der Ausstellung »Altes Amerika« zu sehen sein.

»Da guck an. Da ist er, der Caruso.« Mit einem fettigen Daumen deutet Schmälzle auf zwei Fotos, die unter dem Artikel abge-

bildet sind. Das erste zeigt einen schwächtigen, etwas zerstreut wirkenden uniformierten Polizisten mit fliehenden Haaren, dem die Polizeimütze ins Gesicht gerutscht ist und der einer schwarzhaarigen, gut aussehenden Frau die Hand schüttelt. Darunter steht: »Kuratorin Angelica Fiorelli und Capitano Caruso«.

»Heidenei. Das isch ja mol a Hübsche.« Schmähle pfeift anerkennend durch die Zähne und betrachtet interessiert das zweite Bild. »Und wer ist das da?«

Ein distinguiert aussehender älterer Herr mit kurz geschnittenem Henriquatre-Bart und hochgezogenen Augenbrauen starrt arrogant zurück. Er trägt einen altmodischen karierten Anzug mit breiter Krawatte.

»Ihr Vadder, wie's aussieht.«

Die Bildunterschrift weist ihn als »Dottor Orlando Fiorelli, Archäologe und Schatzsucher – Entdecker des Smaragds« aus.

»Vielleicht kommt der Caruso bei uns vorbei? Wenn er schon mal hier ist ...«, sagt Schmälzle.

»Und vielleicht bringt er auch die hübsche Schwarzhäufige mit.«

»Jaja, träum weiter ... Was soll die denn hier?«

»Mhm-mhm!«, räuspert sich Sonja und winkt mit ihrer Kladde. »Ich will euch ja nicht bei euren Ermittlungen stören ... Aber unsere Kundschaft wartet nicht gern.«

Schmähle unterschreibt die Überweisungsformulare für die Gerichtsmedizin. Sonja deutet auf einige kaputte Dachziegel am Boden. »Hat ganz schön gestürmt gestern Nacht. Da ist das halbe Dach runtergekommen.« Etwas glänzt neben den moosüberzogenen Tonscherben in der frühen Morgensonne. Schmähle sieht es sich genauer an.

»Jetzt leck mich doch ...« Er zieht eine Beweismitteltüte aus der Jackentasche und hebt das glänzende Objekt vorsichtig damit auf. »Das hat der Wind aber sicher nicht runtergeblasen. Es sei denn, er wäre mit dem Glasschneider unterwegs.« Vorsichtig untersucht er das Objekt. Sonja sieht ihm gespannt dabei zu. Es handelt sich um ein Stück Fensterglas. Eine der Bruch-

kanten sieht merkwürdig glatt aus. Als der Beamte es gegen das Licht hält, kann er in einer Ecke den Schriftzug »VELUX« erkennen, ein Dachfensterhersteller. Triumphierend wedelt er seinem Kollegen mit dem Beutel vor der Nase herum.

»Schmälzle! Jetzt wissen wir schon mal, wie die hier reingekommen sind. Ich wette, auf dem Dach hat der Schiedinger keine Alarmanlage.« Dann kommt ihm eine Idee. »Könnten das nicht dieselben sein, die schon in Großschönach den EC-Automaten rausgesprengt und die Bank in Bittelschieß überfallen haben? Du weißt schon, die Schlumpfbande.«

Der junge, schlaksige Mann kommt um den Leichenwagen herum und ruft: »Sonja, kommst du dann? Vom Rumliegen wird die Leich auch nicht hübscher.«

»Komm schon, Anselm. Also, ich muss wieder los. Ihr macht das schon.«

»Gute Fahrt, Sonja.« Als sie weg ist, pult sich Schmälzle hinter vorgehaltener Hand ein Stück Fleischkäse aus den Zähnen. »Also ich seh hier nirgends eine Bank. Und auch keinen EC-Automaten.«

Nachdenklich studiert Schmähle das Stück Scheibe. »Vielleicht haben die jetzt ihr Konzept geändert?« Hoffnungsvoll späht er zum Dachfirst, als läge dort oben, in luftigen fünfzehn Metern Höhe, die Antwort.

»Der Trend geht ja zur Diversifizierung ...«

Schmälzle starrt ihn verständnislos an. »Zu was?«

»A bissle mehr mache, falls was schiefeht.«

»Davon versteh ich nix. Ich weiß bloß: Dem Chef gefällt das bestimmt nicht.« Düster schüttelt Schmälzle den Kopf.

Seit vier Monaten erschüttert eine beispiellose Überfall- und Einbruchserie die Region um Muggenpfuhl. Mehrere Banken, eine Tankstelle und ein EC-Automat wurden überfallen. Die bisherigen Ermittlungsergebnisse sind dünn. Weiterführende Spuren: Fehlanzeige. Dass die Bande bei ihren Überfällen die Masken von Schlumpfen aufhat, trägt nicht zur Verbesserung der Situation bei. Mehrere Regionalzeitungen und die Stuttgarter Zeitung haben das Phänomen bereits aufgegriffen und

ausgiebig bespöttelt. »Kommissar Gargamel und die bösen Schlumpfe«, »Schlumpfbande führt Polizei an der Nase herum«, »Provinzposse in Oberschwaben«, so einige Überschriften der wenig schmeichelhaften Artikel.

Dabei geht die Bande immer gleich vor. Nach ihren Raubzügen flüchten die Schlumpfgangster in meist nahe gelegene Wälder. Dort lösen sie sich scheinbar in Luft auf. Selbst sofort eingeleitete Durchkämmungen bringen nichts. Diebe wie Beute sind spurlos verschwunden. Die Polizei in Muggenpfehl – wie immer: ratlos.

»Können die nicht in Stuttgart einbrechen? Oder in Berlin? Was wollen die denn bloß hier auf dem Land?«

»Vielleicht gefällt ihnen ja die gute Luft?«, mutmaßt Schmälzle. Dann knufft er seinen Kollegen in die Seite. »Jetzt komm, Max! Da gibt's noch ein paar zum Vernehmen. Die Söhne kommen gleich. Schauen wir mal, was sie zum Sagen haben. Vielleicht wissen die, was in dem Käschtle drin war.«

Reise mit Hindernissen

Wir lassen die ratlosen Polizisten in Muggenpfohl zurück und begeben uns elfhundert Kilometer weiter Richtung Süden, nach Rom. Ein paar Tage später macht sich dort ein Smaragdtransport auf den Weg. Von mysteriösen Diebesbanden, die in Schwaben ihr Unwesen treiben, ahnt man freilich nichts. Noch nicht.

An der Piazza di Santo Pantaleo gleitet auch *kein* schwarzer, gepanzerter Sicherheitstransporter aus der Tiefgarage des Museo di Roma, wie man das an dieser Stelle vielleicht erwarten würde. Es folgt ihm auch *kein* schwarzer BMW mit verspiegelten Scheiben. Stattdessen quält sich ein quietschend bunt angemalter Minibus die Auffahrt hinauf. In der ersten Morgensonne erstrahlen allerlei handgemalte Eistüten, Erfrischungsgetränke und fröhliche Kindergesichter an der Seite des Fahrzeugs. Der unter dem Dach angebrachte Schriftzug »*Bibite-Gelati-Panini caldi*«, ein verschnörkeltes Signalthorn aus Messing und eine Schiebe-Glasscheibe, hinter der sahniges Eis und kühle Getränke zu warten scheinen, lassen *fast* keine Zweifel an der Natur des Fahrzeugs aufkommen. Einzig die beiden schwarz gekleideten, muskulösen Fahrer mit den verspiegelten Sonnenbrillen stören das Gesamtbild ein bisschen.

Der leise Zweifel wird jedoch gleich wieder zerstreut, als sich eine rote Ente mit einem fröhlichen Hupen hinter den Bus setzt. Am Steuer sitzt eine Nonne neben einer äußerst gut aussehenden Frau.

Die beiden ungewöhnlich farbenfrohen Fahrzeuge lassen die neoklassizistische Silhouette des Museums im winterlichen Dunst hinter sich und reihen sich in den fließenden Verkehr am Corso Vittorio Emanuele ein. Zu dieser Zeit ist auf den Straßen Roms noch nicht viel los, sodass sie zügig den nördlichen Außenring der Stadt erreichen. Eine Dreiviertelstunde später sind sie bereits auf der Autobahn Richtung Florenz und Mailand. Capitano Caruso ist zufrieden.

»Das klappt doch wie am Schnürchen.«

Er versucht, sich eine Tasse Kaffee aus der Thermoskanne in einen lächerlich kleinen Becher zu schütten, den er zwischen den Knien balanciert. Dass er dazu noch am Steuer sitzt und einen Rock trägt, macht die Sache nicht einfacher. Kuratorin Angelica Fiorelli sieht ihm eine Weile zu, dann greift sie ihm mit einer resoluten Bewegung zwischen die Beine, nimmt seine Tasse an sich und schenkt ihm ein.

Sie ist eine römische Schönheit. Lange schwarze Haare umrahmen ein ovales Gesicht mit einem schelmischen Grübchen am Kinn. Einzig ihre Adlernase ist etwas zu lang und das Kinn etwas zu spitz, was ihr einen herben, leicht herrischen Zug verleiht. Ihre braunen, schräg stehenden Augen haben einen spöttischen Ausdruck und scheinen von innen heraus zu leuchten. Sie trägt ein schlichtes schwarzes Etuikleid. Auf ihrer wohlgeformten, athletischen Schulter prangt etwas, was auf den ersten Blick aussieht wie ein Schmetterlingstattoo. Bei näherem Hinsehen entpuppt es sich jedoch als drei miteinander verbundene Muttermale, die erstaunlich genau die Form eines Falters nachbilden. Ihre Handgelenke sind braun gebrannt und sehnig.

Angelica war nicht immer Kuratorin. Früher war sie zusammen mit ihrem Vater viel in Lateinamerika unterwegs. An den Ausgrabungsstätten von Cuzco, San Agustín und Tierradentro, wie sie Caruso erzählt hat. Vielleicht war es dieses abenteuerliche Vorleben, das sie bewogen hat, auf seinen Plan einzugehen. Obwohl sie beileibe nicht mit allen Details einverstanden war. So hat sie sich standhaft geweigert, ein Nonnenkostüm anzuziehen. Den Transport des Smaragds hat sie persönlich überwacht. Für das Unternehmen »Gelato caldo«, das »heiße Eis«, hat Caruso den Eiswagen Marke Giovanni geordert, der fröhlich vor ihnen hergondelt. Darin liegt, verstaut in einer einen Meter fünfzig mal einen Meter fünfzig großen Holzkiste mit der Aufschrift »*Stracciatella – Si raffreddi bene*«, ein Smaragd, der etliche Millionen Euro wert ist.

»Ich gehe davon aus«, erklärt ihr der Capitano, »dass es kri-

minelle Kräfte gibt, die diesen Stein an sich bringen wollen. Davon muss man bei dieser preislichen Größenordnung einfach ausgehen. Das Verbrechen schläft nie. Während die potenziellen Diebe aber einen voll gepanzerten, gut geschützten Transport erwarten, haben wir etwas viel Besseres.« Er nimmt einen tiefen Schluck aus seinem Kaffeebecher. »Anonymität.«

Angelica zieht eine Augenbraue in die Höhe und nickt zu dem bunten Eiswagen, der auf der Autobahn vor ihnen herschaukelt. »Das nennen Sie anonym?«

»*Sicurezza tramite segretezza*. Sicherheit durch Täuschung. Ich nenne das: umgekehrte Psychologie. Alles eine Frage der Erwartung. Vielleicht könnte sich ein wirklich gewiefter Dieb so ein Täuschungsmanöver vorstellen. Aber niemand käme auf die Idee, so etwas *tatsächlich* zu machen. So was gibt es nur in Filmen mit George Clooney. Timing und Erwartung. Das ist alles.«

Selbstzufrieden fächert sich Caruso etwas Luft zu. Unter einer weißen Ordenshaube sieht nur seine spitze Nase hervor. Er ähnelt einem Frettchen, das sich als Nonne verkleidet hat. Angelica hat darauf bestanden, zusätzlich zwei professionelle Material- und Personenschützer zu engagieren. Wie aufs Stichwort meldet sich knisternd das Funkgerät an Carusos Mittelkonsole. Die Kommunikation läuft selbstverständlich verschlüsselt ab. Darauf legt Caruso großen Wert.

»Hier spricht ...«, eine kleine Pause, in der deutlich zu spüren ist, dass der Security-Spezialist Schwierigkeiten hat, sich in seine neue Rolle einzufinden, »... Happy Hippo. Alles ruhig. Das Eis ist heiß.«

Eine zweite, ebenfalls etwas unglücklich klingende Männerstimme vermeldet: »Hier Calippo Fizz. Keine Fremdbeobachtung. Keine Wagen, die uns folgen. Das Eis ist heiß.«

Caruso blinzelt Angelica zu und nimmt das Mikrofon aus seiner Magnethalterung.

»Don Gelato hier. Verstanden! Over und out.«

Zufrieden hängt er wieder auf. »Sehen Sie? Perfekte Tarnung.«

»Capitano Caruso, ich weiß es sehr zu schätzen, dass Sie diese Aufgabe übernommen haben. Es ist ein glücklicher Zufall, dass Sie gerade in dieser Gegend über so profunde Kenntnisse von Land und Leuten verfügen. Und auch so kurzfristig disponibel waren.«

Caruso ist sichtlich geschmeichelt. »Nun ja, ich bekämpfe das Böse, wo immer es sich zeigt. Selbst in Schwaben. Abgesehen davon gibt mir das die Gelegenheit, ein paar alte Freunde wiederzutreffen.«

Vor einem Jahr hat Caruso in Muggenpfehl einen haarsträubenden Fall gelöst, in dem ein dicker, toter Mafioso mit Rauschgift im Bauch und zwei konkurrierende Bestatter eine zentrale Rolle spielten. Geholfen hatten ihm dabei die Dorfpolizisten Schmälzle und Schmähle. Seitdem ist Caruso vom Tenente zum Capitano befördert worden. Das Einzige, was sich für ihn allerdings wirklich geändert hat: Sein Schreibtischstuhl verfügt jetzt über eine pneumatische Feinregulierung, Armlehnen mit Softpad-Auflage und eine flexible Lendenwirbelstütze. Außerdem hat er eine bessere Aussicht auf die Pinien im Park, gegenüber der Polizeistation am Piazza Bligny in Rom. Capitano Manzanetti, sein Vorgesetzter, der glücklicherweise gleichzeitig sein Schwager ist, hat ihm nicht nur den Job bei der Polizei besorgt, sondern kennt auch sein außergewöhnliches Talent, sich in Schwierigkeiten zu bringen.

»Francesco, es ist besser, du hältst dich von allem fern, was irgendwie mit Gewalt zu tun hat. Das letzte Mal wärs du ums Haar gesprengt, gegrillt und erschossen worden. Und: Gute Einsatzpläne zu schreiben ist auch eine Herausforderung.«

Als Caruso ihn mit seinem neuen Projekt konfrontierte, war er zuerst skeptisch gewesen. Andererseits: Was sollte bei einem Museumstransport schon schiefgehen?

Draußen ziehen die sanften Hügel der Toskana vorbei. Der Winter hat den zerzausten Wipfeln der Pinien einen gelben Anstrich verliehen, kahle Olivenstöcke und spitze Zypressen zeichnen streng geometrische Muster in den harten Boden. Auf den Anhöhen im Norden schimmert Schnee. Die aufgehende

Sonne strahlt warm durch die Scheibe und fängt sich glitzernd auf einem spiralförmigen Ohrring. Ein Werk aus der Tradition der Tairona, einem präkolumbianischen Stamm, erklärt Angelica auf die Frage Carusos.

»Die Spirale war ein wichtiges Zeichen in dieser Kultur. Genauso wie die Fledermaus und der Frosch. Man weiß heute nicht mehr, was genau damit bezweckt wurde. Vermutlich waren sie Bestandteile ritueller Handlungen. Die Tairona hatten eine reiche Mythologie und viele Legenden.«

Vorsichtig nippt Caruso an seinem Kaffee. »Apropos Legenden. Was hat es denn mit diesem Smaragdfluch auf sich? Nicht dass ich als Mann der Aufklärung an so etwas glauben würde ...«

Angelica schürzt die Lippen. »Nun, viele davon sind mehr Geschichten als valide Aussagen. Es gibt allerdings einige immer wiederkehrende Elemente. Das ist zum Beispiel El Sombregon. Ein großer Mann ohne Gesicht, mit weitem Hut und einem Umhang aus Schatten. Es heißt, wer den Smaragd berührt, den komme er besuchen. Und dann verdunkle sich die Welt. Man verliere die Orientierung und finde nicht mehr aus der Dunkelheit heraus.«

Caruso fasst nach unten in die Ablage und zieht eine winzige Taschenlampe heraus. Er lässt sie mehrmals aufblinken und blinzelt ihr zu. »Geisterproblem gelöst?«

Angelica verdreht die Augen. »Nehmen Sie diese Dinge nicht auf die leichte Schulter. In vielen Legenden steckt ein Körnchen Wahrheit. Wir wissen bis heute nicht, wo dieser Smaragd überall war und was er gesehen hat, bevor ihn mein Vater in Kolumbien entdeckte. Auch Dinge können ein Gedächtnis haben, wissen Sie?«

»Ein Mann mit Riesenhut klingt auf jeden Fall nicht besonders bedrohlich ...«

»Das täuscht. Andere Berichte erzählen von den *tres brujas*, den drei Hexen. Eine im Wasser, eine in der Luft und eine in der Erde. Grässliche Geschöpfe der Nacht, die sich von Kinderblut und den Ängsten der Menschen nähren. Es heißt, sie seien Ge-

staltwandlerinnen. Wunderschöne Frauen, doch monströs in ihrer Hexengestalt.«

»Das heißt: Sie könnten auch eine Hexe sein?«

Angelica sieht irritiert hoch. Dann fällt der Groschen. »Wow! Signor Capitano, war das eine Art *Kompliment*?« Sie lacht bestürzt auf.

Caruso überholt einen Lieferwagen, der sich zwischen sie und den Eistransporter geschoben hat. Es ist gegen zehn, und der Verkehr auf der Autobahn hat spürbar zugenommen. Das grüne Hügelland um Mailand weicht den ersten Ausläufern des Alpengebirges, dessen steinerner Rücken unter der Erde hervorschaut wie das Rückgrat eines Urwelttiers. Es wird kälter.

»Reine Deduktion, liebe Signorina Curatrice. Sind diese Smaragdgeister alle so böse?«

»Zu den freundlicheren Erzählungen gehört sicher die vom *pollo maligno*.«

»Dem bösen Hähnchen?« Carusos falsche Wimper rutscht in die Höhe.

»Ja, genau. Es taucht manchmal an Orten auf, an denen der Smaragd war. Es ist ein schwarzes Hähnchen, das eigentlich nichts macht, außer wild hin und her zu rennen und zu gackern. Aber es bringt jedem, der es sieht, Unglück. Man sagt, es gackere so laut, dass man davon völlig konfus würde.«

»Erinnert mich an einen Hahn aus meiner Studienzeit. Der hat mich auch konfus gemacht, sorgte aber zumindest dafür, dass ich rechtzeitig zum Unterricht kam.« Caruso lächelt veronnen in sich hinein.

Langsam schlängeln sich die beiden Fahrzeuge frisch gebahnte Alpenserpentinien hinauf.

»Und dann ist da noch das goldene Baby, El Tunjo. Kolumbianische Archäologen behaupten, es in Bogotá gesehen zu haben. Es tauchte ebenfalls im Zusammenhang mit dem Smaragd auf. Es sieht aus wie ein nacktes Baby, aber seine Haut ist aus Gold.«

»Aus Gold.« Caruso schüttelt verwirrt den Kopf.

Angelica nickt. »Es heißt, wenn man das Baby tauft und füttert, dann defäkiert es Edelsteine und Goldbrocken.«

Caruso ist fassungslos. »Heißt das jetzt, was ich meine, das es heißt?«

»Ja, es kackt Gold«, bestätigt Angelica trocken.

»So was nehmen die Leute ernst?«

»In vielen lateinamerikanischen Legenden kristallisieren sich typisch ländliche und religiöse Motive. Das Baby wird als arm und bedürftig dargestellt und kann nur durch die Taufe von seinem Fluch erlöst werden.«

Eine Zeit lang fahren die beiden schweigend.

»Zusammenfassend könnte man also sagen, dass dieser Smaragd eine ganze Armee von lateinamerikanischen Sagengestalten im Gepäck hat?«

»Ja, das trifft es ganz gut. Es handelte sich immer um Erscheinungen, die eng mit den Orten verbunden sind, an denen der Smaragd auftauchte.«

Caruso sieht in den Rückspiegel. Dort verschwinden gerade die letzten Gipfel der weiß bekränzten Alpen. Ein Verkehrsschild weist darauf hin, dass es noch einhundert Kilometer bis Friedrichshafen sind.

»Na, dann hoff ich, dass wir die Geister erfolgreich abgehängt haben.«

Draußen zieht ein winterlicher Tag an der Frontscheibe vorbei. Doch unter dem eisigen Firnis lauert bereits das Verhängnis, und sein Auslöser ist niemand anderer als Caruso selbst.